

Liebe Gemeinde!

Ich möchte in unseren Predigttext zum 2. Sonntag nach Epiphania mit einem kleinen persönlichen Erlebnis einsteigen, das schon länger zurück liegt.

Es ist schon sicherlich an die 30 Jahre her. Ich war damals noch Pfarrer der Männerarbeit und organisierte Seminare, die ich auch leitete. Eins dieser Seminare führte uns zur Orthodoxen Akademie von Kreta ganz im Nordwesten der Insel auf dem Gelände des geschichtsträchtigen Klosters Gonia. Wir waren mit einer Gruppe von 25 Männern unterwegs, um tiefere Einblicke in die Orthodoxie zu erhalten, mit Christen, die auf der Insel lebten, über Land und Leute und auch über den Glauben ins Gespräch zu kommen, und natürlich auch, um die raue Schönheit dieser geschichtsträchtigen Mittelmeerinsel zu genießen.

Unsere Anreise erwies sich als umständlicher, als wir dachten. Unser Flug war ab Frankfurt und hatte außerdem einige Stunden Verspätung. Von Herkalion ging es dann bei einer dreistündigen Busfahrt die ganze Nordküste entlang, so dass wir irgendwann kurz vor Mitternacht geschafft in unserer Unterkunft ankamen. Dennoch wurden wir auch zu so später Stunde mit der typischen kretischen Gastfreundschaft begrüßt.

Es gab noch ein reichhaltiges Abendessen nebst kretischen Landwein zu Genüge, bis wir dann irgendwann in der Nacht in unsere Zimmer verschwanden, ich mich aufs Bett fallen ließ und mich der Tiefschlaf sogleich einholte.

Nach einer viel zu kurzen Nacht wachte ich am nächsten Morgen in meinem Zimmer auf. Es war stockfinster. Ich tastete mich zur Wand gegenüber der Tür durch, bis ich dort die Balkontüren fand, öffnete diese, danach die geschlossenen Holzverschlüsse – und war völlig überwältigt: Es eröffnete sich mir ein Panorama, das einem Traum glich. Vor mir das tiefblaue Meer, über dem gerade die Sonne aufging, und rechts daneben dieses malerische Kloster und dahinter die gigantische Kulisse der Lefka Ori, dieses 2 ½ tausend Meter hohen aus weißen Kalkfelsen bestehenden Gebirgsmassivs, eingetaucht in das Blutorange der aufgehenden Sonne. Als ich diese für mich so unglaublich schöne Kulisse auf der Veranda meines Zimmers so völlig unerwartet sah, war ich völlig überwältigt und spürte aus tiefstem Herzen: Es gibt einen Gott! Und damit kommen wir zu unserem Predigttext. Er steht im 2. Buch Mose, Kapitel 33, also unmittelbar vor dem erneuten Bundesschluss Gottes mit Mose mit den 10 Geboten, nachdem Mose die ersten Gesetzestafeln zerstört hatte, weil das Volk anderen Göttern nacheiferte - Sie kennen bestimmt noch diese Geschichte mit dem Goldenen Kalb aus der Kinderbibel.

Unser Text trägt die Überschrift: Mose begehrt, des Herrn Herrlichkeit zu sehen.

„Und Mose sprach: Lass mich deine Herrlichkeit sehen! Und der HERR sprach: Ich will vor deinem Angesicht all meine Güte vorübergehen lassen und will ausrufen den Namen des HERRN vor dir: Wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig, und wessen ich mich erbarme, dessen erbarme ich mich. Und er sprach weiter: Mein Angesicht kannst du nicht sehen; denn kein Mensch wird leben, der mich sieht.

Und der HERR sprach weiter: Siehe, es ist ein Raum bei mir, da sollst du auf dem Fels stehen. Wenn dann meine Herrlichkeit vorübergeht, will ich dich in die Felskluft

stellen und meine Hand über dir halten, bis ich vorübergegangen bin. Dann will ich meine Hand von dir tun, und du darfst hinter mir her sehen; aber mein Angesicht kann man nicht sehen.“

Wir müssen bei diesem altertümlichen Text gar nicht ins Detail gehen; die Vorstellungskraft war damals noch eine völlig andere als heute, 3.000 Jahre später. Für uns interessant ist der Wunsch Mose, die Herrlichkeit Gottes sehen zu dürfen. Ich glaube, diesen Wunsch können die meisten von uns nachvollziehen. Niemand hat Gott je gesehen. Und genau das wird von Menschen, die nicht an Gott glauben, immer wieder angeführt, um deutlich zu machen, dass es Gott nicht gibt.

Ja, auch wir fragen uns manches Mal:

Wenn es Gott wirklich gibt, warum zeigt er sich uns dann nicht?

Natürlich, die kindliche Vorstellung eines menschlichen Gottes mit langem weißen Bart ist zu naiv, aber wenn es Gott wirklich gibt, müsste er doch irgendwie erkennbar sein, nachweisbar sein, müsste es doch irgendwelche Beweise dafür geben, dass es ihn gibt. Dass wir ihn in seiner ganzen Herrlichkeit sehen.

Wie schnell würden die Zweifler dann verstummen...

Und wenn wir ehrlich sind: Auch als gläubige Menschen kommen uns auch selber immer wieder Zweifel, ob es Gott wirklich gibt. Wenn es Gott wirklich gibt, warum sehen wir dann in unserem Leben so wenig von ihm, und warum ist dann die Welt so, wie sie ist, mit all dem Leid und dem Unrecht und der Trauer, die dazugehört?

Warum ist Gott hier so wenig spürbar?

Als Christen finden wir noch einen anderen Zugang zu dem Thema, und das war bestimmt auch der Grund, warum dieser Text für die Epiphaniazeit ausgewählt wurde. Jesus Christus.

Mit Weihnachten feiern wir die frohe Botschaft: Eben weil wir Gott nicht in seiner Herrlichkeit sehen können, kommt Gott herab in unsere Niedrigkeit und wird Mensch. So zeigt sich Gott uns durch Jesus Christus mit menschlichem Gesicht.

Gott wird einer von uns, und in Jesus Christus erkennen wir ihn als unseren Bruder und Mitmenschen, unter der Wirklichkeit des Kreuzes auch unseres eigenen Lebens und damit der Welt in ihrer ganzen Vorläufigkeit, Verlorenheit, Ungerechtigkeit und des Leidens, das uns umgibt. Doch im Glauben dürfen wir hoffen, dass wir Gott dereinst in der Vollendung auch vollendet in seiner ganzen Herrlichkeit sehen dürfen. Oder, wie es Johannes in seiner Offenbarung am Ende der Bibel ausdrückt: „Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden seine Völker sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein; und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen.“

Dass Gott in Jesus erkennbar ist, dass aber Gott weit mehr ist, als wir in dem Menschen Jesus von Nazareth erkennen können, und dass Gott auch in unserem Leben spürbar ist, das versucht uns die kirchliche Tradition übrigens mit der Dreieinigkeitslehre zu veranschaulichen:

Wir glauben an den einen Gott als Vater, Sohn und Heiliger Geist. Als Vater und Schöpfer steht er über allem, als Sohn gibt er sich uns als sterblicher Mitmensch und als Bruder zu erkennen, als Heiliger Geist wird er auch in unserem Leben spürbar - der eine Gott.

Manchen ist das nicht genug. Schon in der Kirchengeschichte versuchten daher schlaue Theologen auch unabhängig von Jesus Christus Beweise zu erbringen, dass es Gott wirklich gibt. Durch Gottesbeweise. Der berühmteste und verrückteste etwa stammte von dem Theologen und Philosophen Anselm von Canterbury und lautet in etwa so:

Ich stelle mir Gott als das absoluteste und perfektste Wesen überhaupt vor. Es gibt nichts, was dieses Wesen übertreffen könnte, sonst wäre es nicht Gott. Nun ist aber die Existenz immer mehr und vollkommener als nur die Vorstellung. Also gehört zu dem absolutesten und perfektsten Wesen überhaupt, das ich mir vorstellen kann, seine Existenz zwangsläufig dazu. Und damit wäre der Beweis gelungen: Gott existiert. Es gibt ihn nicht nur in meiner Vorstellung, denn dann fehlte ja für die Vollkommenheit die Existenz, sondern es gibt ihn als ein wirkliches existentes absolutes Wesen.

Über solche scharfsinnigen Beweisführungen kann man wirklich nur staunen und schmunzeln...

Und ganz am Rande bemerkt wissen wir spätestens seit Immanuel Kant, jenem Königsberger Philosophen, der sich sehr intensiv mit diesen Gottesbeweisen beschäftigt hat, dass sie so nicht funktionieren, weil unsere Vernunft und Logik auch etwas Geschöpfliches ist; sonst würde unsere Logik, mit der wir Gott beweisen wollen, größer, höher und allgemeingültiger und damit auch göttlicher sein als Gott selbst.

Nein, Gott lässt sich nicht beweisen. Und wir müssen daher auch als Christen damit leben lernen, dass es keine Garantien für Gott gibt, dass wir Gottes Herrlichkeit nicht sehen können, dass es immer wieder Menschen geben wird, die sagen: „Ich kann deinen Gott nicht sehen. Für mich existiert Gott nicht.“

In unserem Predigttext finden wir hierfür eine Bestätigung. Auch Mose möchte Gott richtig sehen, sozusagen als Beweis, dass es Gott gibt. Aber Gott zeigt ihm auf: Du kannst meine Güte spüren, wenn sie vor deinem Angesicht vorübergeht, aber mich in meiner Herrlichkeit sehen kann kein Mensch.

Hier finden wir auch den seltsamen Satz: Kein Mensch wird leben, der mich, also Gott sieht. Dieser Satz ist in der Geschichte immer wieder dahingehend abgewandelt worden, dass gesagt wird: Wer Gott sieht, stirbt. Auch in der Literatur und im Film hat man sich gerne dieser Vorstellung bedient. Aber davon steht hier nichts. Genauso gut können wir das Verständnis dieses Satzes auch umkehren, und das kommt dem viel näher, worauf wir als Christen hoffen dürfen und wovon immer wieder mal Menschen erzählen, die schon klinisch tot waren und dem Tod dann doch wieder entronnen sind: Wer stirbt, sieht Gott. Durch den Tod hindurch ist es uns verheißen, Gottes Herrlichkeit in seiner ganzen Majestät zu sehen und zu spüren. (Aber auch das ist zweideutig und theologisch fragwürdig ist es auch.)

Jedenfalls hier und jetzt in unserem Leben müssen wir damit leben lernen, dass uns das verwehrt bleibt. Die Wirklichkeit, in der wir leben, liegt immer im Auge des Betrachters. Wir können darin Gottes Wirken sehen. Das lässt sich aber auch ganz anders interpretieren und verstehen.

Sinngemäß sagt das auch Paulus in seinem berühmten Hohelied der Liebe: Das Absolute, vollkommen Wirkliche, Gott selbst in diesem Leben zu erkennen bleibt uns als sterbliche Wesen verwehrt. In der Welt, in der wir leben, erkennen wir nur Schatten davon. Doch immerhin werden Fußspuren der Wirklichkeit Gottes auch in unserem Leben und in unserer Welt mit dem rechten Augenmaß bereits spürbar. Und dieses rechte Augenmaß lautet: Glaube, Hoffnung und vor allem die Liebe!

Um noch einmal an unseren Predigttext anzuknüpfen: In Glaube, Hoffnung, Liebe können wir Gottes Güte spüren, wenn sie vor unserem Angesicht vorüberzieht. Am Ende meiner Predigt komme ich noch einmal an den Anfang zurück; mit einer weiteren Geschichte zu Gottes Herrlichkeit, und so schließt sich der Kreis. Diese Geschichte spielt nicht in der beeindruckenden Kulisse der Insel Kreta vor dem ägäischen Meer, sondern in der arabischen Wüste, aber sie ist ein weiteres schönes Beispiel nicht nur für Christen, wo wir Fußspuren Gottes sehen und richtig deuten können. Entsprechend trägt sie die Überschrift: Fußspuren Gottes:

„Ein französischer Gelehrter durchstreift die Wüste und hat sich als Führer einige Araber mitgenommen. Beim Sonnenuntergang breiten die Araber ihre Teppiche auf den Boden und beten.

*Was machst du da?“ fragte er einen. „Ich bete.“*

„Zu wem?“ „Zu Gott.“

„Hast du ihn jemals gesehen – betastet – gefühlt?“ „Nein.“ „Dann bist du ein Narr!“

*Am nächsten Morgen, als der Gelehrte aus seinem Zelt kriecht, meint er zu dem*

*Araber: „Hier ist heute Nacht ein Kamel gewesen!“*

*Da blitzt es in den Augen des Arabers: „Hast du es gesehen, betastet, gefühlt?“*

„Nein.“

„Dann bist du aber ein sonderbarer Gelehrter!“ „Aber man sieht doch rings um das Zelt die Fußspuren!“

*Da geht die Sonne auf in all ihrer Pracht. Der Araber weist in ihre Richtung und sagt:*

„Da, siehst du: Die Fußspuren Gottes!“

Ja, die Fußspuren Gottes...

Dass wir in unserem Leben, wo auch immer wir uns befinden, ob auf Kreta, in der arabischen Wüste oder auch in Bredenscheid-Sprockhövel im Betrachten der Schöpfung und im Miteinander mit unseren Nächsten in der Güte und Herrlichkeit, die uns umgibt, Fußspuren der Herrlichkeit Gottes sehen und erkennen dürfen, das wünsche ich uns von Herzen. Amen.

Ihr Pfarrer Arne Stolorz